

Liebe Gemeinde!

Der Predigttext steht im Johannesevangelium Kap 14, 1-6:

„Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehere, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehere, den Weg wisst ihr.

Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst. Wie können wir den Weg wissen?! Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“

„Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst. Wie können wir den Weg wissen?!“

In diesen Tagen und Wochen, wo nur *ein* Thema alles zu beherrschen scheint- nicht nur die Medien, auch unsere persönliche Gefühlslage, hören wir vielleicht genauer hin und fragen uns, was ein biblischer Text, wie wir ihn gerade gelesen haben, mit dem zu tun hat, was uns gerade beschäftigt und umtreibt. Ja, vielleicht kann ein biblischer Text sogar helfen, unsere momentane Gefühlswelt genauer wahrzunehmen. Genauer wahrzunehmen, was für uns gerade bestimmend ist. Wie steht es um unsere Hoffnung, um unseren Glauben, aber auch um unseren Zweifel, um unsere gegenwärtigen Ohnmachtsgefühle?

„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“

Wer kann denn dieser Aufforderung Jesu angesichts der fast alles bestimmenden Macht von Corona und den zum Teil furchtbaren Folgen so ohne weiteres zustimmen? Wer von den Menschen, die dieses Virus inzwischen an den Rand ihrer Existenz gebracht hat? Wer von den Angehörigen, die einen ihre lieben Nächsten bestatten mussten, einen von inzwischen fast 6000 Toten hierzulande, von denen viele oft ohne die Nähe und den Trost ihrer Nächsten sterben mussten?

„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“

Wäre es nicht ehrlicher, es lieber mit Thomas zu halten, der seine ganze Unsicherheit, seine ganze Verlegenheit Jesus vorhält. Wie soll das gehen – angesichts der Erfahrung eines endgültigen Abschieds, der Erfahrung der Verlassenheit, der Gottesferne - *glauben* zu sollen: „Wir wissen nicht, wo du hingehst. Wie sollten wir den Weg wissen!“

Die Situation des Abschieds und die Erfahrung der Gottesferne

Was ist das für ein Glaube, der uns, vor allem den von Corona am schwersten Betroffenen in diesen Tag zugemutet wird?

Der Glaube, wie ihn das Johannesevangelium und unser Predigttext versteht, hat es mit einem Abschied zu tun, mit einem schmerzlichen, ja erschreckenden Abschied, um ein Abschiednehmen -Müssen, das den Menschen, die das erfahren müssen, erst einmal das Herz zerreißt.

„Euer Herz erschrecke nicht!“ Das sagt Jesus gleich zu Beginn dieses Gesprächs seinen verstörten und verunsicherten Jüngern. Er weit um ihren Schmerz und er will ihn nicht klein reden.

Unser Predigttext stammt aus den sog. Abschiedsreden des Johannesevangeliums. Wie eine Mutter oder ein Vater, die ihre Kinder bald verlassen werden, so spricht Jesus zu ihnen, zu seinen Allernchsten:

„Liebe Kinder, ich bin nur noch eine kleine Weile bei euch...“ (13, 33) So hat er ein paar Verse vorher schon zu ihnen gesprochen. Und die bange Frage, die Kinder in einer solchen Situation sofort umtreibt, bleibt nicht aus: „Herr, wo gehst du hin?“ (13, 36)

Petrus stellt sie stellvertretend für die anderen.

Wie oft haben wir, als wir noch klein waren, diese Frage unserer Mutter oder unserem Vater gestellt: „Wo gehst du hin?“

Jesus verlässt seine Jünger. Und sie fühlen sich wie elternlose Kinder, „allein zu Haus“.

Wieviel „Alleinsein“ müssen Menschen in diesen Zeiten aushalten!

Unser Text spricht in aller Offenheit an, was auch zur Erfahrung unseres Glaubens, zur *Grundanfechtung* des Glaubens gehört – und worum Menschen oft sehr lange ringen, was sie nicht selten in große Verzweiflung stürzt: ihr Gott, an den sie glauben, der für sie doch der Inhalt und Ziel ihres Lebens ist, ist nicht da. Gerade jetzt, wo sie ihn so dringend bräuchten...

Er, dessen Gegenwart sie oft in schlaflosen Nächten herbeigefleht, herbeigeschrien haben, lässt sich weder sehen noch hören.

Unser Text weit von dieser erschreckenden Erfahrung der Gottverlassenheit. Die Menschen, die diese Worte aus dem Johannesevangelium gehört haben, wussten davon. Allein die Verfolgungen, die die Gemeinden, für die Johannes vor allem sein Evangelium geschrieben hat, erlebt haben, waren schlimm.

Sich seiner Ängste und Glaubenszweifel nicht schämen müssen

Johannes schreibt für Menschen in der Krise.

Und er schreibt sein ganzes Evangelium so, dass die Menschen, denen diese Texte vorgelesen und ausgelegt wurden, sich ihrer eigenen Angst, ihrer eigenen Unsicherheit, auch ihrer Glaubenszweifel nicht schämen müssen.

In einem Thomas oder einem Petrus haben sie Fürsprecher. In ihnen und vielen anderen Gestalten der Bibel haben Angst und Zweifel, haben auch meine und deine Angst, meine und deine Unsicherheit ihren Ort. In ihnen finden wir uns wieder.

Menschen in der Krise – global. Das ist auch unsere Situation. Persönlich und global. Von dieser Krise ist im Grunde jeder von uns betroffen, auch wenn wir uns das vielleicht nicht immer eingestehen wollen, auch wenn wir bisher verschont geblieben sind. Denn die Folgen dieser Epidemie werden von den Menschen sehr unterschiedlich erlebt.

Wir lesen die Zahlen der Infizierten, der Genesenen, vor allem starren wir auf die Zahlen der Toten – erschreckt und dann auch wieder irgendwie beruhigt, weil doch unser Gesundheitssystem nicht kollabiert ist, noch nicht.

Die Menschen hinter den Zahlen nicht vergessen

Und doch können wir nicht vergessen, dass hinter diesen Zahlen Menschen verborgen sind mit ihrer einmaligen Biografie, Angehörige. Sie alle mit ihren erfüllten *und* vergeblichen Hoffnungen auf Genesung. Hinter den Zahlen auch endgültige, herzerreißende Abschiede von geliebten Menschen, Erfahrungen von Sterben und Tod. Wie könnten wir das vergessen!

Wir wollen die gestressten Familien nicht vergessen, nicht die Menschen, die jetzt um ihren Arbeitsplatz bangen, nicht die Geschäfte und Unternehmen, die Künstler, die jetzt einen wirtschaftlichen Einbruch verkraften müssen, nicht die Älteren und Alten mit ihren Angst, die „Risikogruppe“. Und unter ihnen Menschen, die nun auf unabsehbare Zeit isoliert und einsam dahin leben zu müssen.

Warten, ohne zu wissen, wie lange wir warten müssen

Auf unabsehbare Zeit...

Ein Jahr, zwei Jahre, noch länger, bis ein Medikament gefunden ist?

Warten- ohne zu wissen, wie lange wir warten müssen. Das ist unsere derzeitige Gefühlslage. Anstrengend, für viele ganz schlimm. Aber noch schlimmer wäre es, wir wollten so tun, als hätten wir das Meiste schon hinter uns, als würde als alles wieder so „normal“, wie es vorher war....

„Euer Herz erschrecke nicht...“

Es ist in der Tat auch erschreckend, sich vom Gewohnten, Eingespielten verabschieden zu müssen – und in dieser den Jüngern damals und uns zugemuteten Ungewissheit zu leben und vor allem: in dieser Ungewissheit sein Leben zu gestalten.

Auch das ein überaus schmerzhafter Abschied für uns, die wir uns mit dem Gefühl eingerichtet hatten, alles wird schon irgendwie weiterlaufen, alles wird schon seinen Gang gehen – und bald vorbei sein.

Vielleicht haben die Jünger – und viele, denen dieser Text vorgelesen wurde, auch so gedacht.

Doch sich auch von diesen Gedanken, von dieser Vorstellung, alles wird bald wieder „normal“, *verabschieden* zu müssen, tut weh, muss wohl auch weh tun.

Verletzlich ist unser aller Leben

Insgeheim wissen wir, nicht nur wir Älteren wissen das: wir werden einen Lebensstil, vor allem eine Einstellung zum Leben finden müssen, die eben die nächsten Monate, vielleicht sogar Jahre kein „Weiter so wie bisher“ erlaubt!

„Den Weg wisst ihr...“ Das sagt Jesus zu seinen Jüngern, die sich mit dem Leidensweg ihres Herrn nicht abfinden wollten. Ihr Glaube hat sich das alles ganz anders vorgestellt.

Auch uns, liebe Gemeinde, traut Jesus zu: diese Einsicht, wie verletzlich unser aller Leben ist, aber auch, wie schnell das bunte, pulsierende, auf Unterhaltung, Fortschritt und Wachstum ausgerichtete Leben einer ganzen Gesellschaft mit einem Schlag zum Stillstand kommen kann – und alles ist auf einmal ganz anders!

Jesus traut uns zu, dass wir uns eben keine Illusionen darüber machen, wie ein Leben, unser Leben letztlich sein müsste.

Wissen wir den Weg, die Art und Weise, wie das gehen könnte, liebe Gemeinde – in und mit dieser Krise zu leben?

Haben uns schon Gedanken darüber gemacht?

„Wie können wir den Weg wissen?!, fragt Thomas seinen Herrn. Und diese Frage ist ein Eingeständnis, dass er und die Anderen noch nicht soweit sind, dass sie sich noch längst nicht auf diese Abschiede eingestellt haben.

„Euer Herz erschrecke nicht!“

Dabei erinnern wir uns: Eigentlich muss man uns das, was uns erschreckt und uns das Fürchten lehrt, nicht erst beibringen. Das ist den meisten von uns vertraut – von Jugend auf. Wir alle könnten Situationen nennen, vor denen uns furchtbar bange war: Prüfungen.

Schwierige Gespräche. Die Angst, mit dem, was man sich selber vorgenommen hat, was andere einem zugetraut haben, zu scheitern und vor aller Welt als Verlierer dazustehen. Die Erfahrung von Einschnitten, wo danach nichts mehr so war, wie es vorher einmal gewesen ist.

Das ist den meisten von uns nicht fremd.

Wir spüren: Das, was uns so vertraut, normal und irgendwie sicher vorkommt, ist so sicher nicht.

Wir kennen das nachzitternde Erschrecken nach dem Beinahe-Unfall, wo uns Schlimmstes hätte passieren können. Das Gefühl des Reiters über'n Bodensee, der erst am andern Ufer erfährt, über welch zerbrechliches Eis er da geritten war, ist uns nicht unbekannt.

Auch diese untergründige Angst, dass uns nämlich von heute auf morgen alle Sicherheiten weggenommen werden könnten und wir auf einmal mit nichts dastehen, sie ist nicht erst seit Corona da...

Und doch können wir uns ein Leben ohne Absicherungen nicht vorstellen.

Unser Glaube und unser Sicherheitsdenken

„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“, sagt Jesus zu seinen Jüngern.

Das ist kein Glaube, mit dem wir die Gefühle von Unsicherheit und Angst, die in diesen Corona-Zeiten allgegenwärtig sind, auf einmal wegräumen könnten.

Aber unser Glaube will uns helfen, mit diesen unseren Ängsten und mit der Frage, wie das nun alles weitergehen soll, umzugehen, diese nicht verdrängen zu müssen, sondern eine Einstellung zu finden, die mir und Anderen weiterhilft.

Und die vielen Beispiele der Solidarität und Hilfsbereitschaft – dieses andere Gesicht der Krise – zeigt die Richtung an, wie das gehen könnte, wie das auch nach der Krise weitergehen könnte.

Unser Glaube bietet keine Sicherheiten an, aber etwas, das allen Sicherheiten und Versicherungen überlegen ist: Vertrauen, Gottvertrauen. Es ist ein Glaube, der Kreuz und Leiden, das nicht wenigen unter uns jetzt zugemutet wird, nicht ausblendet, aber nicht fixiert bleibt auf die Nachrichten, auf die Zahlen.

Glauben ist nichts anderes als ein solches Vertrauen, ein Vertrauen gegenüber dem, der mir das Leben geschenkt hat und es in seiner Hand behält, gegenüber Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erden.

Wenn diese Krise eine Chance in sich birgt, dann ist es die, dass wir und wieder darauf besinnen, in welchem weiten Horizont unser Leben gestellt ist.

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen ...“ Das heißt: Unser aller Leben kommt nicht aus dem Nichts und führt nicht ins Nichts. Sondern es hat bei Gott ein Zuhause, ein ewiges Zuhause, das jetzt schon in unser Leben hereinscheint – wie die Morgenröte eines hellen und schönen Tages.

Das Glück, einander vertrauen zu können

„Ich vertraue dir!“ Welches Glück, wenn das Menschen zueinander sagen und einander immer wieder spüren lassen können.

Welches Glück, wenn Menschen in diesem Vertrauen glauben können und glauben wollen – auch gegen Erfahrungen, die diesen Glauben immer wieder auf eine harte Probe und in Frage stellen:

„Dennoch bleibe ich stets an dir..“ so heißt es im 139. Psalm. Unser Glaube – das zeigen uns die Psalmen und viele Geschichten aus dem Alten und dem Neuen Testament – bietet keine fertigen Antworten, keine Rezepte für alle Lebenslagen. Glauben ist oft auch ein Ringen, ein Kampf um dieses Gottvertrauen, das einem gerade in einer kritischen Lebenssituation nicht einfach in den Schoß fällt.

Freilich: aus einem solchen, immer wieder neu errungenen Gottvertrauen kann dann eine Gewissheit wachsen, die Gewissheit, dass mein Leben und das meiner Nächsten nicht dem dummen oder brutalen Zufall, nicht einer willkürlichen Schicksalsmacht ausgeliefert ist, nicht nur ein Leben ist, das schnell dahinfliegt und eines Tages dahinwelkt wie niedergemähtes Gras und vergeht „wie ein Geschwätz“ (Psalm 90, 6.9), ein Leben, über das dann bald der Wind des Vergessens weht.

Sondern: wir wollen doch glauben, und kämpfen manchmal um diesen Glauben, dass unser Leben von seiner Güte geborgen ist, „so dass Menschenkinder unter dem Schatten seiner Flügel Zuflucht haben“, wie es in Psalm 36 heißt.

Wenn Gott die Liebe ist – und nichts als Liebe (1. Joh 4, 16), dann gilt das auch für *die* Menschen, die jetzt unter diese Krise besonders zu leiden haben, für die Menschen, die in Ländern wohnen ohne die nötige gesundheitliche Fürsorge.

Auch sie, auch diese Menschen, liebe Gemeinde, wollen wir in dieses Gottvertrauen mit einbeziehen.

Gottvertrauen ist freilich nicht billig zu haben. Vertrauen ist wie der Glaube nicht zu kaufen, auch nicht einfach zu deponieren wie ein Geldbetrag, den man jederzeit abrufen kann.

Vielleicht deswegen, weil sich Vertrauen allen Marktgesetzen entzieht, steht es auf der Werteskala in unsrer Gesellschaft, in der Wirtschaft, vor allem jetzt unseren Politikern und Politikerinnen gegenüber, auch in unserer Kirche ganz oben. Deswegen ist es auch so kostbar, so kostbar wie ein Mensch, der solches Vertrauen ausstrahlt und glaubwürdig ist.

Vertrauen zu einem Menschen, liebe Gemeinde, gewinnen wir dadurch, dass wir das Gefühl und dann auch die Gewissheit haben: ich komme bei diesem Menschen vor. Ich bin ihm nicht gleichgültig. Ich werde von ihm oder von ihr wahrgenommen.

Nicht vergessen werden

Es ist ein Glück, wenn das Menschen gerade in diesen Tagen erfahren: Ich bin bei meinen Nächsten und Nachbarn *nicht vergessen*.

Deswegen fällt es uns auf, wenn jemand unseren Namen kennt und uns mit unserem Namen anspricht und wir allein schon im Aussprechen unseres Namens Aufmerksamkeit, Herzlichkeit und Zuneigung spüren.

Auch wenn wir unseren Namen nicht hören und statt beleidigt zu sein unserem Gegenüber seine Vergesslichkeit großzügig verzeihen – wir haben ein genaues und feines Gespür dafür, ob derjenige, der mir da begegnet, sich gern auf mich einlässt oder nur eine Pflichtübung hinter sich bringt, ob er sich – und sei es nur für Momente – konzentriert auf mich einlässt - oder ob ich aus seiner oder ihrer Sicht *nur irgendwer* bin, irgendwer aus der großen Masse der Namenlosen, ein nobody, der früher oder später – *zum Vergessen ist*.

„Den oder die kannst du vergessen“ – dieser nicht selten zu hörende Ausspruch ist wohl das Vernichtendste, was über einen Menschen gesagt werden kann.

Bei Gott einen Namen haben

Wir alle, liebe Gemeinde, wollen wahrgenommen und nicht einfach vergessen werden. Und wir legen deswegen mit Recht großen Wert darauf, nicht mit anderen verwechselt zu werden. Darauf haben wir schon als Kinder sehr drauf geachtet. Nicht mit unseren Geschwistern, schon gar nicht mit unseren Eltern wollten wir verwechselt werden. Auch nicht mit Tanten und Onkels, denen wir angeblich „aus dem Gesicht geschnitten sind“. Wir alle haben vor den Menschen und vor Gott einen eigenen Namen und eine eigene Geschichte, die sich bei aller Nähe zu unseren Nächsten von der Lebensgeschichte der Anderen unterscheidet und *für sich* gewürdigt werden will.

Dass wir vor Gott etwas Besonderes sind, einmalig und unterscheidbar, das gilt auch für unseren Glauben.

Deswegen fragt Thomas nach, Thomas, der zu Unrecht der „Ungläubige“ genannt wird. Eher wollen wir ihn einen Suchenden nennen.

Er bestreitet, dass er den Weg schon weiß. Er sucht noch. Er will seinen eigenen Glauben finden, will nicht einfach nachbeten, was andere vor ihm geglaubt haben. Menschen, vor allem junge Menschen wollen nicht nur auf gewohnten, ausgetretenen Wegen hinterherlaufen, sondern ihre eigene Sprache des Glaubens und der Hoffnung finden.

Sie wollen selber, mit ihren eigenen Worten, sagen, was sie trägt, was ihrem Leben Halt und Zukunft gibt. Und wir Älteren haben was davon, haben viel davon, wenn wir uns von dieser Sprache der Jungen selber ansprechen lassen. Der Glaube ist keine Lehre, die nicht auch Raum für eigene Entscheidungen bieten würde. Der christliche Glaube ist auch keine

fromme Rechthaberei. Er ist aufgeschlossen und dialogbereit und sucht das Gespräch auch mit den anderen Religionen.

Wer mit Nachfragen aufhört, gerät leicht in ein selbstgenügsames Christentum oder in einen selbstgenügsamen Atheismus – und tut so, als ob er alles schon genau wüsste. Als ob er keine neuen, überraschenden Erfahrungen machen könnte!

„Erbarmt euch derer, die zweifeln“

Das Nachfragen des Thomas erinnert zudem an die biblische Mahnung: „Erbarmt euch derer, die zweifeln.“ (Judas, 1, 22) Wir brauchen in unserer Kirche, in unseren Gemeinden Menschen, die wie Thomas immer wieder Fragen stellen. So bleiben wir wach und selbstkritisch in unserem Glauben und in unserer Frömmigkeit.

Jemand hat dieses beharrliche Suchen und Nachfragen einmal den Thomasweg genannt.

Thomaswege müssen auch wir hin und wieder gehen. „Herr, wie können wir den Weg wissen!“ Wie sieht er aus, unser Weg, mein Weg, mein ganz spezieller Weg – im ?“

Thomas will es wissen. Wir alle wollen es wissen oder denken hin und wieder darüber nach – gerade im Blick auf die Zeit, die jetzt vor uns liegt und aus der wir nicht einfach aussteigen können.

„Was ist eigentlich mein Weg? Was könnte, was sollte eigentlich mein Weg sein? Nicht nur beruflich. Nicht nur der Weg, der nach äußerlichen Erfolgen oder Misserfolgen beurteilt wird, auch nicht nur nach dem, wie ich so ankomme bei den Leuten, wie viel Sympathie mir entgegengebracht wird.

Aber Leben geht darin nicht auf.

Es geht auch darum, wie wir unser Leben *verantworten*. Es geht auch darum, das zu merken: Hier bin ich gefragt. Hier ruft Gott mich, gerade mich mit Namen. Hier bin ich gemeint – und niemand sonst. Und ich kann nicht sagen: der andere oder die Anderen. Die sollen doch mal – aber nicht ich!

Leben heißt sein Leben vor Gott und den Menschen verantworten, verantworten mit den Begabungen, die mir Gott geschenkt hat. Und die können sich bei jedem von uns sehen lassen! Gott traut mir diese Verantwortung zu!

Es heißt aber auch: sich von Gott einen neuen Anfang schenken lassen, dort, wo ich gescheitert bin, wo ich in eine Sackgasse geraten bin; wo ich aus Gegnerschaften und Feindschaften nicht mehr herauskomme; Leben heißt auch: sich von Gott vergeben lassen und nicht um alles in der Welt Recht behalten zu müssen.

Leben heißt, wahrhaftig zu sein und sich gegenseitig die Wahrheit zuzumuten, *die Wahrheit in Liebe*, nicht die abstrafende Wahrheit, die den Anderen heruntermacht.

Es ist eine Wahrheit, zu der die Freiheit gehört, anderen nicht dauernd ihre Fehler vorhalten und sie bei ihrer Schuld behaften zu müssen; nicht nur lästern zu müssen über andere, sondern bei allem ,was mich an ihnen stört und ärgert, auch ihre Vorzüge, ihre vielleicht von mir noch nicht erkannten Begabungen und Stärken sehen zu wollen – und diese dann auch zu würdigen.

Es ist die Freiheit und der Mut, das Gemeinsame zu suchen, wo das Trennende und Abstoßende zu dominieren scheint.

Um einen solchen Weg geht es – auch in meinem Leben!

„Ich lebe und ihr sollt auch leben“

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben...“ Das ist mehr als nur eine Landkarte oder eine Wegbeschreibung. Es wird Nähe, es wird eine Gemeinschaft verheißen, die mich nicht mehr verlässt. Wenn Jesus der Weg ist, dann ist niemand mehr auf diesem Weg allein.

Selbst dann nicht, wenn ich mich von allen verlassen fühle, geht er an meiner Seite.

„Ich bin die Wahrheit“. Ein Leben, das von dieser Wahrheit begleitet wird, von der Wahrheit in Person, in der Person Jesu Christi, für den erscheint die Welt nicht mehr nur grau in grau; der weiß zu unterscheiden: was dient dem Leben? Was dient einem guten Miteinander? Und was dient ihm nicht!

Wo ist die Würde eines Menschen bedroht? Wo werden Menschen gedemütigt, Fremde benachteiligt, Einsame allein gelassen?

Und wo ist meine Aufmerksamkeit verlangt, meine Unterstützung, mein Mittun, meine Zivilcourage? Wo mutet mir Gott zu, genau hinzusehen, wo ich und die Anderen gern wegsehen möchten? Wo traut er mir etwas zu – mit meinen Möglichkeiten? Mit meiner Kraft? Das alles wächst aus diesem Vertrauen.

So bekommt unser Glaube eine Weite, eine Großzügigkeit, auch eine Kraft, die über die Grenzen meines und unseres Daseins hinausreicht; er bekommt die Weite ewigen Lebens.

„Ich lebe – und ihr sollt auch leben!“

Diese Zusage Jesu gilt uns allen.

Mit diesem Wort können wir uns – Thomas nachfolgend – auf den Weg machen: fragend, getrost und unverzagt.

Amen.